

# GERONTOLOGIE

Von Paul B. Baltes

## Die Wissenschaft vom Altern hat derzeit Konjunktur – Neue Erkenntnisse belegen: Auch Ältere haben beträchtliche Intelligenzreserven

**D**as Alter ist zu einem Problem der modernen Gesellschaft geworden. Es ist aber auch eine Herausforderung. Wie eine Gesellschaft jetzt und in Zukunft mit dem Alter umgeht, ist ein Maßstab für das Kulturniveau, das sie erreicht hat. Die Herausforderung an die Gesellschaft der Zukunft ist, nach einer Struktur und nach Regelungen zu suchen, die Menschen in allen Lebensstadien eine faire Chance auf weitere Entwicklung geben; und dies in einer Situation, in der immer mehr Menschen länger leben.

Es gibt eine Reihe teils wohlbekannter Gründe dafür, daß die Gerontologie, die Altersforschung, gegenwärtig immer mehr in den Brennpunkt rückt. Erstens wäre da der ständig größer werdende Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung zu nennen und auch eine überproportionale Zunahme der gesellschaftlichen Ressourcen, die dem letzten Lebensdrittel zufließen.

Sodann gibt es die wachsende politische Macht der Senioren, die bisher noch zaghaft auf Anerkennung ihrer Interessen pochen. Eine neue Generationsdynamik ist im Entstehen. Wenn ältere

Menschen in der Bundesrepublik auch noch nicht den politischen Öffentlichkeitswert erreicht haben, den in den USA etwa die riesige Vereinigung der Ruheständler (AARP) mit mehr als 15 Millionen Mitgliedern oder die zwar kleinere, aber weltweit bekannte Aktivistengruppe der Gray Panthers besitzen, so fordern ältere Menschen doch auch in der Bundesrepublik zunehmend unsere Gesellschaft heraus. Die „Alterspolitik“ als neuartige Aufgabe steht vor der Tür; sie wird nicht leicht und sicherlich nicht nur durch bloße ökonomische Antworten zu bewältigen sein. Sozialwissenschaftliche, vor allem aber auch ethische Fragen drängen nach Gehör und Berücksichtigung.

Es scheint sich zudem auch ein neues Bewußtsein von der Zeitstruktur des Lebens und der Gliederung der Lebenszeit als ein Instrument der Lebensgestaltung abzuzeichnen. Der gesamte Lebenslauf, von der Geburt bis zum Tod, wird zunehmend zum Bestandteil unseres Erlebens. Früher war der größte Teil des Lebens durch das enge Zusammenwirken von Erziehung, Bildung und Arbeit inhaltlich und zeitlich ausgefüllt oder sogar überladen. Heute hat sich diese Zeitstruktur des Lebenszyklus entscheidend verändert. Es gibt mehr und mehr Freiraum, vor allem im letzten Lebensdrittel. Der Wiener Soziologe Leopold Rosenmayr hat dies jüngst als die „späte Freiheit“ des Alters gekennzeichnet.

Viele Lebenslaufforscher und Gerontologen glauben, daß einige der bisher angestrebten Lösungen wie etwa der Vorruhestand, so griffig sie auch aus ökonomischer Perspektive scheinen mögen, einem Primat des jüngeren und mittleren Erwachsenenalters dienen und den gesamten Lebenszyklus nicht hinreichend im Auge behalten. Die offiziell favorisierten Lösungswege behandeln den älteren Teil unserer Gesellschaft eher im Sinne einer „Wegwerfgesellschaft“. Früher und früher ausgedient und aufs Altenteil geschoben, scheint die Devise.

Wenn die als Wegwerfgesellschaft apostrophierte Leitidee eines außerordentlich frühen Ruhestandes oder auch das verlockendere Bild der permanenten Ferienreise der älteren Menschen ins Privatleben nicht unseren Vorstellungen entsprechen, dann muß die moderne Gesellschaft nach anderen Optionen, vielleicht sogar neuen Visionen für den Lebenslauf, das Altwerden und Altsein Ausschau halten. Wie könnte beispielsweise die Lebenszeit gegliedert werden, um allen Generationen eine angemessene Beteiligung etwa am Arbeits-, Bil-

dungs-, Gesundheits- und Freizeitwesen zu ermöglichen? Oder: welche Kriterien sollte eine Gesellschaft letztlich zur Planung und Bewertung ihrer Lebensformen und Lebensqualität heranziehen?

Das Interesse an der Altersthematik ist auch deshalb so stark, weil diese für die meisten zu einer intensiven psychologischen Realität, zu einem alltäglichen, persönlichen Erlebnis geworden ist.

Die finanziellen Kosten der Altersversorgung und der Abbau der Leistungsfähigkeit im Alter, die Lasten und die Gebrechlichkeit stehen im Vordergrund. Vielleicht aber kann der überwältigende Alterspessimismus dadurch verringert werden, daß auch positive Seiten des Alters erkennbar werden, wenn man einmal auf die Suche geht.

Die Gerontologie, als interdisziplinäre Wissenschaft, beschäftigt sich in ihren jeweiligen Spezialgebieten mit drei grundsätzlichen Fragen:

- Wie sieht Altern eigentlich aus?
- Was sind die Gründe des Alterns?
- Wie kann man den Prozeß des Alterns verändern, steuern, optimieren?

Die drei Themen gerontologischer Forschung belegen zusammengenommen eine deutliche Diskrepanz zwischen herrschendem Vorurteil und Faktum. Was man über diese Themen allgemein glaubt und was Gerontologen glauben herausgefunden zu haben, ist keineswegs dasselbe. Die wissenschaftlichen Befunde für jedes der drei Beispiele sind kontraintuitiv, sie schwimmen gegen den Strom unseres Denkens. Solche kontraintuitiven Befunde haben in der Sozialwissenschaft vielleicht Seltenheitswert. Sie gehören aber zum eigentlichen Sauertrieb der Forschung, selbst dann, wenn sie durch weitere Erforschung doch wieder relativiert werden.

Die drei Beispiele sind: 1. die Frage der persönlichen und sozialen Wahrnehmung des Alters, 2. die Frage der Intelligenz im Alter und 3. die Frage des maximalen Lebensalters (Lebensdauer) des Menschen. Für jedes dieser Beispiele gibt es wissenschaftliche Arbeiten, die unser gesellschaftliches Stereotyp vom Altern als negative Stufe des Lebens in Frage stellen. Die Befunde legen im Gegenteil nahe, daß Altern ein höchst vielschichtiger und auch plastischer Prozeß ist, in dem auch die Möglichkeit der Weiterentwicklung nicht ausgeschlossen ist.

Das in den westlichen Gesellschaften vorherrschende Stereotyp besagt, daß Altern stetigen Abbau bedeutet. Die öffentliche Meinung, daß Abbauprozesse und Leistungsabfall das dominante Muster des Alterns darstellen, wird auch in Meinungsumfragen deutlich.

Eine 1974 von Harris in den USA durchgeführte repräsentative Untersuchung legt dies in ekla-

tanter Weise offen. Die Einschätzung der Effektivität älterer Menschen durch jüngere ist recht negativ. Ältere werden als weniger „gut im Dinge erledigen“, als weit weniger „offen und anpassungsfähig“, als weit weniger „intelligent und aufmerksam“ eingeschätzt. Die Selbstwahrnehmung älterer Menschen ist dagegen ungebrochen positiv, durchaus der positiven Selbstwahrnehmung jüngerer Erwachsener vergleichbar. (Allerdings ist die Meinung älterer Menschen zwar nicht über sich selbst, aber über andere ältere ebenfalls negativ, ähnlich derjenigen, die jüngere Erwachsene über das Altsein haben.)

Diese vielleicht überraschende positive Einschätzung des eigenen Altseins durch Alte selbst trifft auch auf andere Lebensbereiche zu, wie etwa das Lebensgefühl oder die Todesangst. Obwohl die meisten von uns glauben, daß ältere Menschen, wegen der Todesnähe, oft und angstvoll ans Sterben denken, sind die Fakten anders, wie kürzlich von der Berliner Psychologin Margret Baltes dargelegt wurde. Viele ältere Menschen erleben den Tod und die Endlichkeit als natürliches und nicht unbedingt als ein mit Angst überbesetztes Stadium des Lebens. Es sind vor allem Menschen im mittleren Erwachsenenalter und Menschen, die im Übergang zum Alter stehen, bei denen Todesangst und Streßerlebnis am höchsten zu sein scheinen.

Es gibt natürlich auch Ausnahmen von der negativen Stereotypisierung des Altseins. So ist in der Öffentlichkeit auch die Meinung anzutreffen, daß gelegentlich eine hohe Produktivität im Alter möglich sei. Michelangelo, Pablo Casals, Johann Wolfgang von Goethe oder der Pianist Rubinstein werden oft als „heldenhafte“ Symbolfiguren erwähnt, oder auch jene alten Marathonläufer, die als Siebzigjährige die Marathondistanz von 42 Kilometer schneller laufen können als fast alle 20- oder 30jährigen. Man schreibt älteren Menschen auch ein größeres Maß an gewissen positiv bewerteten Eigenschaften zu, wie etwa Sozialintelligenz und Weisheit.

Solche Ausnahmen durchbrechen zwar die Schranken des Gewöhnlichen. Bisher haben sie aber noch nicht dazu beigetragen, unser soziales Stereotyp vom Altern als einer Zeit der Gebrechlichkeit und der fehlenden Lebenszufriedenheit zu verändern.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Intelligenz und Denkfähigkeit im Alter. Die allgemeine Erwartung geht dahin, daß die Intelligenz im Alter stetig abnimmt. Man spricht vom Altersabbau der Intelligenz. Die empirischen Befunde sind aber auch hier vielfältiger.

Erstens ist Intelligenz ein plurales System. Intelligenz besteht aus vielen Unterfähigkeiten, sogenannten Fähigkeitsbündeln. Einige dieser Fähigkeiten, beispielsweise die auf Elementarfunktionen der Informationsverarbeitung ausgerichtete, sogenannte fluide Intelligenz, nehmen in der Tat mit dem Alter ab. Ein zweites Fähigkeitsbündel, die stärker kulturbezogene, sogenannte kristallisierte Intelligenz, kann dagegen einen fast lebenslangen Anstieg zeigen.

Zweitens: Das Altern der Intelligenz verläuft von Person zu Person, je nach biologischen und sozialen Bedingungen, außerordentlich unterschiedlich. Altersveränderungen der Intelligenz bilden daher keinesfalls einen homogenen, einheitlichen Prozeß, der alle zum gleichen Zeitpunkt und in der gleichen Weise erfaßt – etwa so, als ob wir alle in ein und demselben Zug säßen.

Drittens besitzen die meisten älteren Menschen – bis etwa zum 70. oder sogar 80. Lebensjahr – eine beträchtliche Intelligenzreserve, gerade auch in dem Teil der Intelligenz, der normalerweise Altersverlust aufweist (fluide Intelligenz). Auch ältere Menschen können nach Übung und gezieltem Training ihre Denkleistungen beträchtlich steigern. Das Ausmaß des Lerngewinns ist in seiner Größe durchaus dem gesamten Altersverlust vergleichbar, den man normalerweise in den zwanzig Jahren vom 60. bis zum 80. Lebensjahr beobachtet.

Das Intelligenzsystem erlaubt im Alter sowohl Wachstum wie Abbau. Ferner haben ältere Menschen eine beträchtliche Intelligenzreserve, die auch für Bildungsaktivitäten – Neuqualifizierung, Weiterbildung – oder auch die Weiterentwicklung spezieller Altersstärken, wie etwa Weisheit, eingesetzt werden kann.

Mein drittes Beispiel entstammt der Biologie und Medizin. Es bezieht sich auf die Frage nach der maximalen Lebensdauer des Menschen. Hier ist das gesellschaftliche Stereotyp eher positiver als die gegenwärtige wissenschaftliche Erkenntnis. Es wird oft angenommen, daß die maximale menschliche Lebensdauer beträchtlich länger sein könnte, als dies die wissenschaftliche Erkenntnis zugeht.

**D**as Stereotyp enthält etwa folgende Meinungen: (1) daß Menschen immer länger leben, da die Bevölkerung insgesamt älter wird; (2) daß einzelne Menschen in bestimmten Gegenden

(beispielsweise Georgien oder Südamerika) fast 150 Jahre oder älter geworden sind; und (3) daß es in unmittelbarer Zukunft durchaus möglich sein wird, daß viele Menschen ein ähnlich hohes Alter erreichen.

Die wissenschaftlichen Fakten sehen allerdings anders aus. Sicherlich ist es richtig, daß die durchschnittliche Lebenserwartung größer geworden ist in der westlichen Welt. Dies bedeutet aber nicht, daß sich die maximale Lebensdauer verändert hat, daß in der Zukunft viele Menschen eine Chance hätten, älter als 100 Jahre zu werden. Wieso?

Das bisherige Älterwerden der Bevölkerungsstruktur bedeutet nämlich primär, daß mehr und mehr Menschen das 7. und 8. Lebensjahrzehnt erreichen. Die weitere Lebenserwartung von alten Menschen, also derjenigen, die bereits 70 oder 80 Jahre alt geworden sind, hat sich dagegen im 20. Jahrhundert nur wenig verändert. Der historisch gewachsene Zugewinn an durchschnittlicher Lebenszeit bezieht sich also vor allem auf die Zeit vor dem 70. Lebensjahr. Siebzugjährige im Jahre 1900 und Siebzugjährige im Jahre 1950 beispielsweise hatten ungefähr die gleiche Lebenserwartung.

Es gibt bisher keine Hinweise, daß sich das maximale Lebensalter verändert hat. Im Gegenteil, es scheint so etwas wie ein biologisch programmiertes Maximalalter zu geben. Nach dem amerikanischen Mediziner James Fries von der Stanford Universität soll dieses Maximalalter etwa im Durchschnitt bei circa 85 Jahren liegen, mit einer Streubreite zwischen 70 und 100 Jahren. Menschen, die früher als 70 oder später als 100 sterben, wären in der Tat echte Ausnahmen von der biologisch vorprogrammierten Lebensspanne.

Trotz der bisher ziemlich unverrückbaren maximalen Lebensdauer haben Mediziner und Soziologen aber auf ein anderes futuristisches Gedankenmodell hingewiesen, das für die Gestaltung des Lebenslaufs in der Zukunft von prägender Bedeutung sein könnte: Auf die Möglichkeit des gesunden Alterns und sogar auf die des „gesunden“ Todes. Argumentiert wird, daß in der Zukunft mehr und mehr Menschen recht gesund bis ins hohe Alter leben könnten. Dies soll dadurch ermöglicht werden, daß der Verlauf chronischer Erkrankungen, das Hauptproblem des gegenwärtigen Gesundheitswesens, so weit „verlangsamt“ und hinausgedehnt wird, daß ihre Hauptkrankheitsfolgen bis jenseits des natürlichen Todes verlagert und dadurch nicht aktualisiert würden.

Der „natürliche“ Tod käme also trotz fehlender Krankheit zustande; gleichsam durch das Ablaufen der Zeitfeder einer biologischen Uhr. Wie wir es aus dem Alltagsleben von einer ansonsten heilen

Uhr kennen, die plötzlich stehenbleibt, würde der Mensch sterben, ohne daß spezielle Teile seines Körpers wesentliche Zerfallserscheinungen aufweisen.

Wissenschaftliche Untersuchungen zur Lebenslänge erlauben also versuchsweise zwei tentative Schlußfolgerungen. Einerseits ist die maximale Lebensdauer im Rahmen unserer bisherigen Möglichkeiten deutlich begrenzt. Andererseits besteht innerhalb dieser begrenzten Lebenszeit aber die Möglichkeit eines gesünderen Alterns.

Was bedeuten solche Ergebnisse gerontologischer Forschung für das Bildungswesen und insbesondere die Erwachsenen- und Altenbildung?

Erstens ist von der Tatsache der *lebenslangen Bildungsfähigkeit* auszugehen. Bei vielen alten Menschen ist prinzipiell ein beträchtliches Maß an Lern- und Bildungsfähigkeit sowie Bildungsinteresse vorhanden.

Zweitens ist *Variabilität*, das heißt, die große Verschiedenartigkeit des Alterns zu berücksichtigen. Altern ist ein höchst individueller Prozeß. Das Altern sieht bei dem einen Menschen ganz anders aus als bei dem anderen, und ebenso verschieden ist wahrscheinlich auch das jeweilige Bildungsinteresse und Bildungspotential.

Drittens verlangt die Tatsache der individuellen *Plastizität* oder Formbarkeit des Alterns Beachtung. Die Gesellschaft und jeder einzelne haben großen Einfluß darauf, wie das Altern vonstatten geht. Der Tod ist unausweichlich. Aber wie man altert und wie man stirbt, das unterliegt unserer Beeinflussung.

Viertens muß man schließlich von dem *Vorhandensein bestimmter Entwicklungs- und Bildungsziele* im Alter, zumindest auf persönlicher Ebene, ausgehen.

**E**s ist richtig, daß über die Lebens- und Entwicklungsziele älterer Menschen bisher wenig bekannt ist. Sie sind jüngeren Menschen oft verschlossen, sie müssen erst aufgespürt werden.

Wenn sie angesprochen werden, zeigen aber die meisten alten Menschen nicht nur reges Interesse an der modernen Welt, sondern auch reges Interesse daran, lebenslaufs- und altersspezifische Themen zu meistern: Wie man selbst stirbt und den Tod anderer verarbeitet, wie man Generationen miteinander vermittelt, wie man seine Lebensbilanz zieht und dabei weitere Erkenntnisse über

den Gang der Welt gewinnt, wie man mit Familien-, Gesundheits- und Sterbesituationen umgeht und Ratschläge anbietet, wie man mit seinem vermeintlichen Gedächtnisverlust fertig wird; all dies sind Themen, auf deren Behandlung ältere Menschen in geeigneten Bildungsangeboten warten.

Warum aber sollte eine Gesellschaft und vor allem der Staat Ressourcen in Bildungsarbeit bis ins Alter investieren?

Die gesellschaftliche Legitimation lebenslanger Bildung kann unter anderem daran abgeschätzt werden, welche Funktion die Bildung überhaupt erfüllt. Soziologische und erziehungswissenschaftliche Analysen der Bildung und ihrer Funktionen, wie sie etwa von meinen Berliner Kollegen Peter M. Roeder und Achim Leschinsky angestellt werden, stellen fest, daß Bildung und Bildungssysteme heute meist fünf Funktionen für die Gesellschaft erfüllen.

1. Die Festschreibung des allgemeinen und des speziellen Wissens einer Kultur und seine Vermittlung an nachfolgende Generationen in Form von Fertigkeiten, Kenntnissen und Werten;

2. die Steuerung von gesellschaftlicher Stabilität (soziale Reproduktionsfunktion) einerseits und geordnetem Wandel andererseits in Form von Bildungsgruppierungen und Qualifikationsmustern;

3. damit zusammenhängend, die Zuweisung gesellschaftlicher Rollen und Positionen auf Grund bildungsbezogener Selektionsprozesse (Allokationsfunktion);

4. die soziale Integration und Differenzierung der Menschen auf gesellschaftlicher Ebene und

5. als oft vernachlässigte Funktion, die Entlastung der Familie von Versorgungsaufgaben, das heißt, die Erleichterung der beruflichen und familiären Lebensgestaltung dadurch, daß etwa Heranwachsende außerhalb der Familie sinnvoll beschäftigt und versorgt werden.

Gesellschaftliches Engagement für Bildung ist wesentlich davon abhängig, wie sehr und wie gut das Bildungswesen in der Lage ist, zur Verwirklichung dieser Funktionen beizutragen und dabei gleichzeitig nicht gegen den Strom gesellschaftlichen Wandels oder auch übergroßer Stabilität anzukämpfen.

Auf den ersten Blick erscheint es so, als müsse eine solche Analyse die Legitimation einer Altenbildung eher in Frage stellen. Beispielsweise sind die ersten drei Funktionen des üblichen Bildungswesens, die der Vermittlung eines allgemeinen und spezialisierten Wissens und der durch den Bildungsgang mitgesteuerten Selektion und Allokation von Rollen und Positionen, im letzten Lebensdrittel doch stark begrenzt.

Es gibt bisher keinen klar umrissenen, etablierten Wissensfundus für das letzte Lebensdrittel. Ein solches Wissen ist erst im Entstehen, und es wird bisher vor allem als persönliches, nicht gesellschaftlich geregeltes Wissen verstanden. Ebenso gibt es bisher nur ein Minimum an Rollen und Positionen im späten Leben, die einen möglichen Bezugspunkt für Allokations- und Selektionsprozesse darstellen könnten. Gerade die Rollenlosigkeit des Alterns, nicht das Streben nach neuem öffentlichen Status und Rang, werden von Sozialwissenschaftlern als wesentliches Kennzeichen des Alters beschrieben.

Es gibt natürlich Argumente, die auch den gesellschaftlichen Investitionscharakter von Bildung in der dritten Lebensphase deutlich machen. Dazu gehören sicherlich die Nutzung bisher nicht optimierter Bildungsressourcen in Form von später, aber sozial gerechter Herstellung von Chancengleichheit etwa in Verbindung mit Zweit- oder Drittkarrieren und auch die Notwendigkeit von Weiter- und Neuqualifizierung. Wichtig für die Legitimationsfrage ist besonders das Problem des Veraltens unseres Wissens durch Kulturwandel und die daraus resultierende Notwendigkeit, neues Kulturwissen auch an ältere Generationen sowie historisch gewachsenes Wissen an jüngere Generationen zu vermitteln.

Ob diese Argumente ausreichen, den Zugzwang der Alltagspolitik zu durchbrechen oder gesetzte ökonomische Prioritäten zu verändern, wage ich zu bezweifeln. Ich ziehe also auf Grund der ersten drei Funktionen von Bildung eher den Schluß, daß es eine fundamentale Legitimationsproblematik für Erwachsenen- und Altenbildung wie für eine Altenpolitik insgesamt gibt. Dies ist so, weil Entscheidungen der Bildungsplanung und Bildungspolitik in westlichen Industrieländern entscheidend vom ökonomischen Gedanken der Investition getragen werden. Man investiert in Bildungsprogramme mit dem Ziel, Motivations- und Fähigkeitsreserven, die der Nationalwirtschaft zur Verfügung stehen, zu erhöhen.

Wie steht es um die beiden weiteren Funktionen oder Aufgabenbereiche des Bildungswesens, die in der üblichen Diskussion allerdings meist weniger betont werden? Hier sieht das Bild etwas anders aus. Die vierte Bildungsfunktion war die der sozialen Integration und Einbettung des alten Menschen in das gesellschaftliche Leben. Sie und vor allem die fünfte Aufgabe, die der Familienentlastung und der außerfamiliären Versorgung alter Menschen, sind zentral für die künftige Gestaltung unserer Gesellschaft und erfordern gesellschaftliche Investitionen.

Die Kosten für medizinische und institutionalisierte Altenversorgung sind hoch und wachsen in atemberaubender Schnelligkeit. Ihre bisherige Entwicklung ist wesentlich im Gesundheits- und Sozialwesen verankert. Es ist vorstellbar, daß ein Teil dieser großen Ressourcen etwa aus dem sehr teuren Gesundheitswesen in andere Sektoren, einschließlich des offenen Bildungswesens verlegt wird. Ich hege daher etwas Zuversicht, daß die beiden letztgenannten Funktionen des Bildungswesens (soziale Integration, Versorgung) in der Zukunft immer deutlicher zutage treten und die Legitimation lebenslanger Bildung auch aus wirtschaftlicher Perspektive erleichtern; und zwar vor allem, weil die hier existierenden Dienstleistungssektoren (Gesundheits- und Altenversorgungswesen) extrem kostenintensiv sind.

Trotz dieser positiven Note glaube ich, daß es nicht einfach ist, lebenslange Bildung und insbesondere die Bildung im Alter in allseits überzeugender Weise zu legitimieren. Im Gegenteil ist die Legitimationsfrage eher einem Dilemma vergleichbar. Die mögliche Legitimation beruht auf einer anderen Gewichtung des Funktionskatalogs der Bildung, als für die erste Lebenshälfte üblich. Wenn dies nicht erkannt wird, und solange eine entsprechende Verschiebung der Gewichte nicht erfolgt, entsteht ein deutliches Legitimationsdefizit.

Dieses Legitimationsdefizit ist in zweifacher Weise korrigierbar. Einmal ist es möglich, die Funktionen der sozialen Einbettung und Versorgung älterer Menschen mit Hilfe des Bildungswesens stärker zu verdeutlichen, auch in ihren ökonomischen Aspekten. Zum anderen ist es nötig, sozialwissenschaftliche und vor allem auch moralische Argumente zu berücksichtigen, die unsere historische Entwicklung in Richtung auf mehr Menschlichkeit und mehr menschliche Entfaltung betreffen und auf das Menschenbild unserer Gesellschaft Bezug nehmen.

Das Problem der Legitimation einer vorsorgenden Bildungsplanung und Bildungspolitik des Alters liegt also weniger in der längerfristigen Zukunft oder darin, daß es an Argumenten fehlt. Das zentrale Legitimationsproblem liegt in der Gegenwart und darin, daß sich aus der Gegenwart im Eiltempo gesetzliche Vorgaben auf dem Hintergrund primär ökonomischer und nicht lebenslaufsbezogener Sichtweisen entwickeln. Diese Vorgaben kristallisieren sich möglicherweise so, daß die Gegenwart über die Zukunft siegt und unsere Gesellschaft sich humanitär zurückentwickelt.

**M**ir scheint, daß die Diskussion um die Verkürzung der Lebensarbeitszeit primär von technokratisch-ökonomischen und nicht von humanen, ethischen und lebenslaufsbezogenen Perspektiven geprägt ist. Über die Notwendigkeit, das Problem der Lebensarbeitszeit ebenso wie das der Altersversorgung zu lösen – und zwar so, daß gleichzeitig das Problem der Beschäftigung berücksichtigt wird –, sind sich die meisten Wissenschaftler und Politiker einig. Vielleicht sind sie sich auch darüber einig, daß diese Probleme durch eine weitere Reduktion der Arbeitszeit und Konzentration der Arbeitszeit auf das mittlere Erwachsenenalter für die Gegenwart lösbar erscheinen.

Ich frage mich nur, ob es Alternativlösungen geben könnte, die den Prinzipien einer längeren durchschnittlichen Lebenserwartung, einer lebenslangen Bildung, beträchtlicher Variabilität im Altern und einem lebenslang ausgefüllten Menschenbild näherkämen. Eine Verteilung der Lebensarbeitszeit über mehrere Perioden des Lebens, mit gelegentlichen längeren Unterbrechungen, schiene mir beispielsweise psychologisch sinnvoller.

Als Entwicklungspsychologin und Gerontologin hätte ich mir daher eine radikalere Umstrukturierung des Arbeitswesens und der Lebenszeit gewünscht, eine Umstrukturierung, die – bei gleichzeitiger Reduktion der Lebensarbeitszeit – Bildungs- und Arbeitsverläufe dem gesamten Lebenszyklus anpaßt. Nach meiner Prognose wäre es sinnvoller, Bildungsinvestitionen von ihrer ausschließlichen Bindung an das erste Lebensdrittel zu befreien und gleichmäßiger über die gesamte Lebenszeit zu verteilen. Zum Beispiel könnte man in Analogie zur Einführung der Schulpflicht auch daran denken, das „Sabbatjahr“ als Pflicht zur Regel zu erklären.

Ich weiß, einige oder sogar die meisten werden mir entgegenhalten, unsere Bildungs-, Arbeits- und Wirtschaftssysteme seien anders strukturiert und leben von einer kontinuierlichen Konzentration und Segmentierung etwa des Bildungs- und Arbeitseinsatzes. Auch ermögliche unsere wirtschaftliche Lage keine futuristischen Experimente, sondern müsse sich auf die Lösung der Gegenwartsproblematik konzentrieren.

Es gibt aber auch die besondere Rolle der Sozialwissenschaften und der Bildungsinstitutionen. Es gehört nun einmal zu ihren Aufgaben und Verpflichtungen, die Grenzen der Wirklichkeit nicht

nur zu erkennen oder gar festzuschreiben, sondern sie als plastisch, als verrückbar, erscheinen zu lassen. Diese Sicht schafft den Freiraum, die Menschheit und ihre Entwicklung als eine Herausforderung zu erleben, die Fortschritt nicht als etwas Vergangenes abschreibt. Gerade in Zeiten ökonomischer Krisen und dem daraus resultierenden Druck zu schnell greifenden Lösungen darf man sich nicht von Argumenten entmachten lassen, die das Bessere unmöglich machen, weil es im Augenblick zu schwierig scheint. Es gilt gerade in solchen Zeiten, für eine hoffnungsvolle Zukunft des Menschen zu argumentieren, nach dieser noch unbekanntem Zukunft zu suchen und sie auch mitzugestalten.

---

Prof. Dr. Paul B. Baltes ist Direktor am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.